

# Schule

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **59 (1954-1955)**

Heft 24

PDF erstellt am: **19.03.2021**

Persistenter Link: <http://doi.org/10.5169/seals-316427>

## Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

*sinnreiches Buch «Die Quelle» geworden, in dem Du das Hohelied Deines Elternhauses und zugleich Deiner Jugend singst! Wie herrlich erquicken uns Deine Weihnachtserzählungen, und wie haben wir für Deine, uns und Tausenden von Kindern wohlbekannten, gemühtiefen Jugendbücher zu danken!*

*Du bist von der Jugendschriftstellerin zur Volksschriftstellerin geworden, hast Dich in ausgedehnter Vortragstätigkeit, die Dich bis in hinterste Winkel unseres Landes führte, verschenkt.*

*Reich war und ist Deine Tätigkeit auch heute noch, liebe Elisabeth Müller. Möge sie es bleiben! Wie selten jemand hast Du alle Anerkennung verdient, die Dir in Literaturpreisen, vor allem aber durch Verleihung der Würde eines Ehrendoktors durch die Universität Bern, zugekommen ist.*

*«Es ist nicht das Größte, Segen zu haben, sondern ein Segen zu sein», hat Carl Hilty gesagt.*

*An seinem 70. Geburtstage darf man einem Menschen dafür danken, daß er in seinem Sein und Wirken zu solch einem stillen Segen geworden ist.*

*Im Namen der «Schweizerischen Lehrerinnen-Zeitung», die ihre Stimme für viele erhebt, drücke ich Dir, liebe Elisabeth Müller, die Hand und überbringe unsere wärmsten Wünsche für Gegenwart und Zukunft.*

*Deine Olga Meyer*

## **Schule**

Wir freuen uns, aus dem gleichnamigen Kapitel des Werkes «Die Quelle», von Elisabeth Müller, mit freundlicher Erlaubnis des Francke-Verlages, Bern, eine kleine «Kostprobe» bringen zu dürfen.

*Die Redaktion*

Eines kann ich meiner ersten Lehrerin nie vergessen: Sie hat in einem sehr peinlichen Augenblick meines Lebens den Mantel der Liebe über mich geworfen. Es war im Rechnen. Das Einmaleins wurde durchgedrillt, und ich wußte wieder einmal nicht, wieviel 7 mal 8 ausmachte. Ich glaube, ich habe gemeint, es müsse 65 geben. Die Gute hat sich damals aufgeregt. Mir aber war es noch nicht aufgegangen, warum es einen Unterschied bedeuten sollte, ob man 65 sage oder 56. Es waren ja zwei gleiche Zahlen, und welche nun vorn und welche hinten zu stehen hatte, sollte doch wahrhaftig nicht draufankommen. Item, es war eben scheint's doch wichtig, und die Lehrerin beharrte auf dieser Spitzfindigkeit. Um dies zu erhärten, stieg sie auf einen Stuhl und sagte, mir zur Schande schreibe sie es nun hier an die Wand. Nicht etwa nur an die Wandtafel, nein, auf die nackte Wand, und zwar so hoch oben, daß jedermann es deutlich sehe und niemand es auslöschen könnte.  $7 \times 8 = 56$ . Groß malte die Kreide diese Zeichen an die Wand, und bei jeder Zahl hieß es wieder neu, ich solle mich schämen. Kaum war die 6 fertig gemalt, die Lehrerin stund noch auf dem Stuhl — ich sah bei dieser Gelegenheit zum erstenmal im Leben ihre Strümpfe —, als hinten die Türe aufging und ein lautes «Grüß Gott» erschallte. Die Posaunen des Jüngsten Gerichtes hätten mich nicht ärger erschrecken können als dieser Ruf. Denn wer da in seiner ganzen Größe stand, war mein Vater. Was würde nun geschehen? Notgedrungen hätte jetzt doch die Lehrerin erklären sollen, warum sie in dieser nicht ganz gewöhnlichen Aufmachung vor ihrer Klasse stand. Aber sie errötete leicht, sprang mit einer Elastizität, die ich ihr nie zugetraut hätte, vom Stuhl, ging, meinen Vater zu begrüßen, und verlor kein einziges Wort.

Ich legte ihr in Gedanken einen Heiligenschein um den Kopf und habe seither nie vergessen, daß  $7 \times 8 = 56$  sei.

Leider war aber dennoch gerade dieser verhängnisvolle Schulbesuch schuld, daß der Vater einen Zorn auf die arme Lehrerin warf, den er nie ganz loswerden konnte. Nachdem sie noch ein Weilchen weiter mit uns gerechnet hatte, segelte sie allmählich zur Religion über. Ich glaube, schon das hat den Vater verdrossen. Es trat allzu deutlich zutage, daß sie meinte, weil der Pfarrer da sei, möchte nun Religion einen guten Eindruck machen. Und zwar hatte sie in ihrem Repertoire ihrer Meinung nach eine besondere Glanznummer. Es war das Gleichnis vom barmherzigen Samariter. Sie hub an zu erzählen, und als sie zu der Stelle kam, wo der arme Mann verprügelt und verwundet am Wege lag, ließ die Lehrerin, um sich die Erklärung des Pharisäers und des Leviten zu ersparen, ganz naiv einen Pfarrer vorbeispazieren und hernach einen Lehrer. «U du isch du e Pfarrer cho. Er het dä arm, arm Ma la lige und isch verbygange, ohni ihm z'hälfe. — U du isch du e Lehrer cho . . .» In diesem Augenblick hörte ich hinten die Türe aufgehen und wieder zumachen, nicht so leise, wie es sonst üblich war. Als ich mich umblickte, war kein Vater mehr vorhanden.

Daheim beim Mittagstisch machte sich Vater dann Luft und vergaß dabei vollkommen, daß er dies nicht vor den Kindern hätte tun dürfen. Aber er war so prallvoll, daß er für pädagogische Überlegungen keine Muße mehr fand: «U du isch du e Pfarrer cho . . . U du isch du e Lehrer cho . . .», so flötete er, die Stimme der Lehrerin nachahmend, über den Tisch hin. Mich stürzte dieses Geschehnis in große Zweifel; denn ich hatte bisher meine Lehrerin für unfehlbar gehalten, und ihr Heiligenschein fing bedenklich zu zerbröckeln an. Vater machte in jener Zeit öfters Schulbesuche; nicht nur, weil er in der Schulbehörde saß, sondern weil ihn das Schulwesen wirklich interessierte. Im tiefsten Innern hatte er die Überzeugung, daß man alles, was Schule hieß, auf den Kopf stellen sollte. Er sprach etwa davon, die Schule sei eine große Wurstmaschine, in die man wahllos alles oben hineinschütte, um dann die Würste, alle gleich fein gehackt, gleich lang und gleich dick, unten herauszulassen. Ich erinnerte mich eines einzigen Males, daß Vater wahrhaft beglückt und begeistert von einem Schulbesuch in einem abgelegenen Schulhaus heimkam. Da sei nun eine Lehrerin, die wirklich spielend ihren Kindern die Sache beibringe. Offenbar war sie dem am nächsten gekommen, was ihm punkto Schulführung vorschwebte. Der Einzelheiten erinnere ich mich nicht mehr — ich weiß nur, daß Vater damals in frohen Farben das Leben in jener Landschulstube geschildert hat, und es will mir scheinen, daß damals mit überzeugender Kraft der Wunsch in mir erwacht ist, Lehrerin zu werden. Merkwürdig ist, daß während meines ganzen Lebens die Sehnsucht in mir gelebt hat nach einer Landschulstube in einer Bauerngemeinde, so wie Vater sie damals geschildert hat. Es muß ein Funken von jener väterlichen Begeisterung in meine kleine Seele gefallen sein, der dann ein Föderlein zum Brennen brachte, das wohl schon vorher bereitgelegt hatte, um im gegebenen Augenblick Feuer zu fangen. — Nur drei Monate ist es mir später gegönnt gewesen, in einer solchen Schulstube zu wirken, hernach hat mich das Leben anders geführt. Aber in Träumen werde ich noch jetzt in solche Schulstuben versetzt; wenn ich erwache, fühle ich den eigenartigen Schmerz eines Heimwehs, das sich nie hat stillen lassen.